

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 33

Artikel: Die Kranzjungfer : aus dem Leben einer Geringen [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst * 23. Jahrgang
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

Wohin? Von Julius Sturm.

Wohin, du rauschender Strom, wohin? Wohin, du wehender Wind, wohin? Wohin, du ziehende Wolke, wohin?
„Hinunter, hinab die Bahn; „Weit, weit hinein ins Land; „Ich weiss ein dürres Feld;
Will rasten, weil ich müde bin, Will ruhen, weil ich müde bin, Dort ward mir, weil ich müde bin,
Im stillen Ozean.“ An einer Felsenwand.“ Ein Ruheplatz bestellt.“

Wohin, du fliehender Vogel, wohin?
„Tief in des Waldes Reich;
Will suchen mir, weil ich müde bin,
Zur Rast einen sicheren Zweig.“

Und du, meine Seele, wohin, wohin?
„Hoch über die Wolken hinauf;
Dort nimmt mich, weil ich müde bin,
Die ewige Liebe auf.“

Die Kranzjungfer. Aus dem Leben einer Geringen. Von Alfred Huggenberger. 4

Liesbeths erster Bauernfrühling war von recht launiger Art. Erst setzte er so vielverheissend ein, als wolle er die Welt übereins aus allen Fugen heben. Schon Mitte März gingen die Pflüge, wurden die ersten Haberäder bestellt. Aber dann kam der Winter noch einmal zurück mit seinem ganzen Troß. Er richtete sich ein zu Berg und Tal, breit und herrenmächtig. Kein Weichen oder Wanken, er war da und blieb und blieb. Es half nichts, daß die Bauern von Wiesbrunn sich vor den Scheunentörchen zusammentaten und weidlich über alles herzogen, was zum Schimpfen Anlaß bot; über den durch alle Riken auf Estrich und Fruchtboden hereingewehten Flugschnee, über die bis ins Unerforschliche steigenden Seupreise, auf die verrücktgewordene Weltordnung überhaupt. Nachdem dann ein gewalttätiger Föhnsturm die schwere Winterdecke fast über Nacht zerschliessen und weggefragt hatte, war die Aderkrume bis unter Pflugtiefe verwässert und durchweicht. Dazu kam, daß der ausgehende April sich nicht genug tun konnte mit Regenböen und Schloßhagel. Man mußte den Mai abwarten, der dem Unwesen auch richtig ein schnelles Ende bereitere und die Lenzesfahnen mächtig ob Ager und Felderbreiten wehen ließ. Den Bauern von Wiesbrunn blieb wenig Zeit, um auf das Springen der Knospen acht zu geben, auf die schwelenden Wiesen mit den Millionen gelber Butterblumen darauf. Die angehäuften Ader- und Rebenarbeit mußte in fiebernder Hast, einer für zwei, bewältigt werden; denn das alte Sprichwort behält immer recht: Je toller es der Frühling treibt, um so schneller wird er vom Sommer aufgefressen.

Die junge Magd auf dem Zelghofe hat auch ihr redlich Teil abbekommen. Sie ist in der ersten Zeit nach dem ersehnten Feierabend oft todmüde auf ihr Bett hingefallen, ohne doch den Schlaf gleich finden zu können; denn die einseitige Fabrikarbeit hat dem zähgewachsenen Bauernkind doch ein wenig zuzusetzen vermocht. Der Zelghofer ist zwar kein Hauderer, obschon er durch den frühen Tod seines Vaters jung ans Regiment gelangt ist. Mit gelassener Ueberlegenheit teilt der noch nicht Dreißigjährige die Arbeit für sich und die anderen ein. Es klappt alles, es geht alles seinen schönen geraden Weg. Aber es hat doch oft an Tagelöhnern gefehlt; und ein Fünkeln Ehrgeiz, auch mit Männerwerk fertig zu werden, liegt jedem rechten Landkind im Blut.

Jetzt geht es schon besser. Sonne und Erdhauch machen stark; ein inneres Frohssein tut auch das seine. Mit was für schweren Gedanken ist sie vom Vaterhaus weggegangen! Nun wird ihr eitel gute Botschaft von daheim. Die Bös sei wie ein umgekehrter Mensch, besonders seitdem das Kind glücklich angekommen. Der Vater hat ihr selber unter Tränen bekannt, er müsse sich nur wundern und wieder wundern; verdient habe er das an seinen Kindern nicht. Und dann bedeutet es für das verschupfte Schulkind von ehemals doch auch eine Art Erfüllung, daß sie jetzt auf dem Reidhof des Dorfes, auf dem sie einst bei Almosenbrot glücklich war, als ernstgenommener Hausgenosse ein- und ausgehen darf.

Liesbeth ist an der mächtig steilen Leuenhalde mit Rebenhaden beschäftigt. Ganz allein; die junge Bäuerin hat es

wieder mit der Gliedersucht zu tun, die sie sich schon in der Kinderzeit beim Werken in Taunässe und Regen hat holen müssen, und der Knecht Urech Breiter fährt Ries auf die von der Frühjahrsbestellung verdorbene Güterstraße nach den Langfuri-Medern hinaus.

Es ist ihr recht, daß der nicht da ist. Er maukt gewöhnlich so viel, besonders wenn sie allein sind. Wie er es gemacht habe und wie er es noch machen werde. Wie er seinem Aeltsten davongelaufen sei. Er sagt nie Vater, er sagt immer der Aeltste. Just in der allerschönsten Zeit habe er den Finkenstrich genommen, wo einem die Arbeit über die Ohren hinaus gewachsen sei. Wenn der Aeltste seinen Grund habe und immer noch bauern wolle wie vor hundert Jahren, so müsse der Gescheitere den Gescheitern spielen. Den wolle er schon dressieren. Anhalten müsse der altmodige Sauernapf an ihm und bitte-hätte machen. Den Gewerh müsse er ihm verschreiben mit Hudel und Geiß, vorher liege ihm nichts an der Heimkehr. Man lebe anderswo auch, nicht bloß in Muengrüt; und schöne Maitli gebe es scheints überall, sogar in dem Hest Wiesbrunn. Diese letztere Tassache pflegt er mit Vorliebe festzustellen und sie dabei unternehmungslustig anzuzwinkern. Das Zwinkern ist seine Stärke. Er glaubt damit Ungefügtes gesagt zu haben. Jede noch so verbrauchte Anzüglichkeit wird mit einem Zwinkern geheimtuerisch ausgelegt. Mit dem Glauben an seinen Wit kommt er um seine armselige Gewöhnlichkeit mit großer Gebärde herum.

Gut, daß er heute Ries führen muß; es wäre schade um den schönen Tag. Und am Ende wäre er noch einmal auf seinen Antrag zurückgekommen. Urech Breiter hat ihr nämlich vorgestern einen Antrag gemacht. Einen recht trostlichen zwar, nur so zwischen Tür und Angel, als er abends die Milch in die Küche brachte. Zuerst hat er vom Wetter angefangen. Daß man nach den Propheten auf einen verregneten Heuet rechnen müsse. Man könne dem Herrn Petrus nicht über den Weg trauen.

Der Mai ein Schäfer,
Der Brachmonat ein Veder.

Und dann kam nach einer Kunstpause das eigentliche Anliegen:

„Ich wäre dann also Abnehmer. Zu deutsch: man kann mich haben. Das Gewerblein bekomme ich, sobald ich will. Es ist eineweg keins von den letzten. Man kann nachfragen.“ Er behalt sich wie immer mit dem wohlfeilen „man“, um an du und Sie vorbeizukommen.

Viesbeth hat nicht einmal lachen können. Ohne von der Arbeit am Spülbrett aufzusehen, hat sie dem Werber knapp abgewunken. Es sei denn also nichts, ein für allemal. Seither hat der Breiter kein Wort mehr über die Angelegenheit verloren. Er ist, wenigstens vorübergehend, ganz klein und schweigsam geworden.

Nein, es ist nicht daran zu denken. Nie. Und doch — wie sonderbar, daß sie die Sache immer wieder aufs neue von sich abschütteln muß. Heute noch. Es ist ihr, als sei sie in den zwei Tagen um ein ganzes Jahr älter geworden; es ist ihr, als hätte der ungeschlachte Mensch mit seinem dreisten Angebot das letzte Fünkeln Kindersinn in ihrem Herzen ausgelöscht.

Wenn er nun anders wäre, ganz anders — wie dann? Sie sieht ein Bauernheim in der Maisonne liegen. Irgendwo, irgendwo. Eine junge Frau hängt Wäsche auf im Baumgarten, ein trauströpfendes Kind am Schürzenzipfel.

Wenn er nun anders wäre? O, nicht etwas Besonderes müßte er sein, nur nicht gar so zutäppisch mit seinem häßlichen Zwinkern. Dann würde sie sich vielleicht jetzt im stillen die Frage vorlegen: Hat ihn nicht dein guter Engel hergeschickt? ...

Denn Liesbeth Gander hat heute einmal vor sich selber erschrecken müssen. Das war, als der junge Meister zum Mittagessen in die Stube trat. Niemand hat etwas gemerkt. Gewiß, niemand. Und sie hat nachher alles weit von sich weg getan. Solche Albernheiten — nein! Man laßt sich einfach selber aus. —

Die Arbeit darf nicht zu kurz kommen. Liesbeth nimmt es mit ihr wie mit allem ernst. Sie freut sich ihrer wiedergewonnenen Kraft. Sie freut sich ihres jungen Lebens. Wunderlich zu begreifen: So ein Tag war noch nie! Die treuherzige Rede des Tagelöhners Merk geht ihr mehrmals durch den Kopf: „Wer hätte auch geglaubt, daß eine so große, stolze Jungfer aus dir werden könnte!“

In gleichmäßigen Abständen fällt der Karst ein. Scholle um Scholle wird in beharrlichem Werken umgelegt. Man hat schon sorgfältig auf die holligen Knospen der untern Rappschosse achtzugeben. Wer jetzt nicht haßt, muß die Arbeit nachher mit Schaden tun. In drei vier Tagen können die Reben grün sein. Sie schämen sich, mitten in Blust und Prächten noch ungeschmückt dazustehen.

Kirschenblüte, von einem unwirklich zarten Windlein hergeweht, fällt in den offenen Schlag und wird eingedeckt. Die fleißige Schafferin weiß, daß man von der Leuenhalde aus das ganze mailiche Dorfgefilde wie einen Garten überschauen kann; sie sieht sich kaum einmal um. Wie der Vogel, der auf der Randtanne ins Feld hinaus singt und dabei an die Wunder hinter sich denkt: an Nest und Eilein darin, an schützendes Blätterdach, über Nacht gewirkt, zarter als Seide.

Wieder ist ein Rebensteig umgelegt. Während die junge Magd mit dem Karst auf der Schulter auf dem breiten Markweg abwärts schreitet, hört sie, daß unten ein Helfer eingetroffen ist. Vielleicht der Tagelöhner Merk, der freilich erst auf morgen zugesagt hat. Nein, es ist der junge Zelghofer selbst.

Wie ein Blitz kommt wieder das wunderliche Erschrecken. Im Augenblick ist es weg und weggeleugnet.

Erhard Jenner ist keine mitteiltsame Natur; aber diesmal nimmt er sich doch die Mühe, das Selbstverständliche mit ein paar Worten noch selbstverständlicher zu machen. „So weit haben wir es auf der Zelg bei langem nicht mehr gebracht, daß wir beim Hacken die letzten sind, wo es sowieso jetzt die höchste Zeit ist. Und daß sich ein Maitli seelenallein abplagen muß.“

„O, ich mache mir gar nichts daraus“, gibt sie zurück, schon ganz heiter und unbefangen. „Man hört die Vögel nur um so besser singen.“ Damit ist die Unterhaltung einstweilen erschöpft.

Gewiß, das Hacken geht auch zu zweit ganz hübsch. Liesbeth hält tapfer Schritt. Sie merkt wohl, daß der

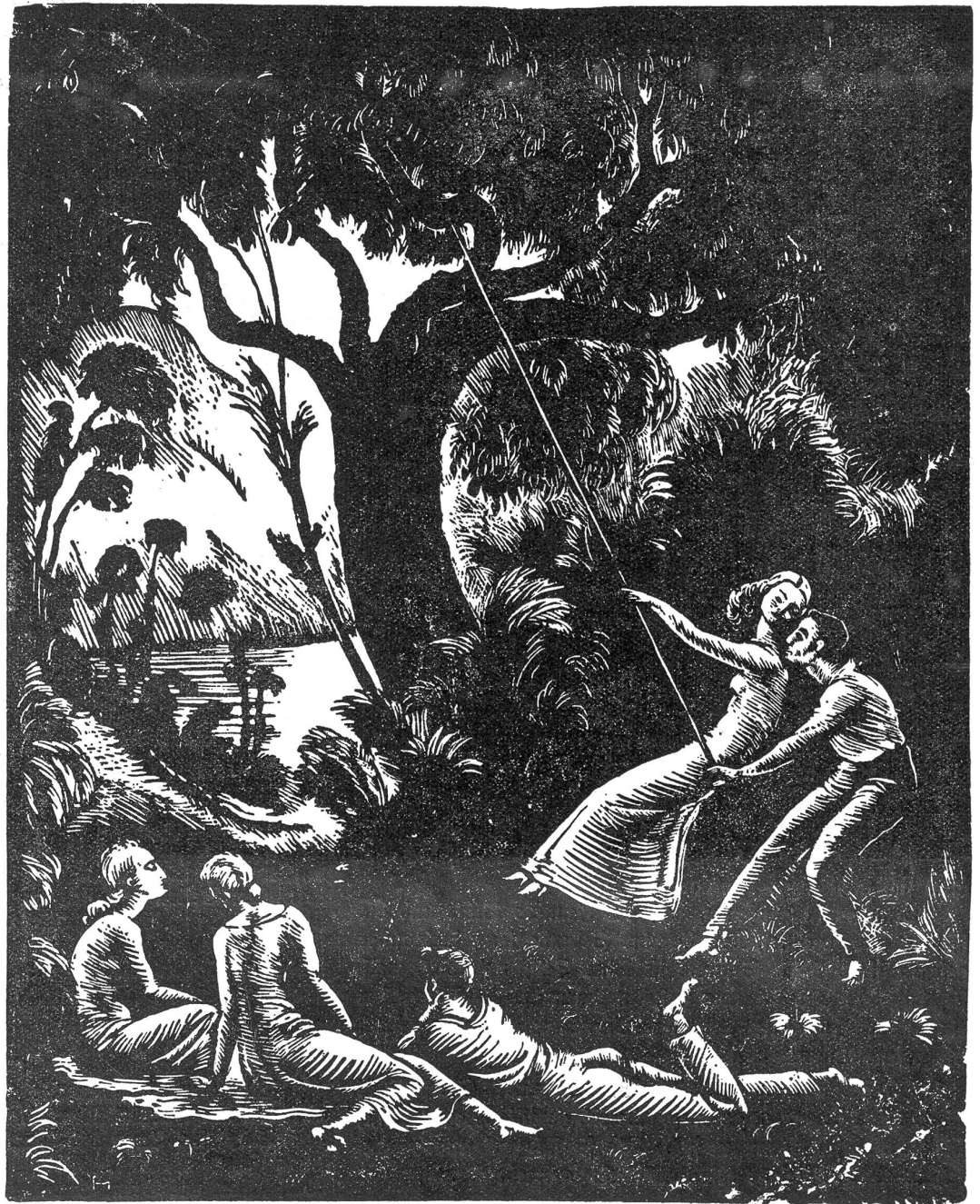
Fenner etwas an sich hält, um ihr die Arbeit nicht allzu sauer werden zu lassen. Hin und wieder bringt er ein Scherzwort auf. Ob sie es im Afford habe, oder ob sie meine, er sei zu einem Wetthaden hergekommen?

Liesbeth bleibt schweigend bei der Arbeit. Sie denkt daran, wie ihr Ehrhard Fenner einmal in Kindertagen verstohlen drei Adersteine ins Mehrensäcklein eingepackt; wie er sie nachher — er war schon ein großer Fant mit Klum auf den Lippen — vor der Zelghofscheuer durch teilweises Verstopfen der Brunnenröhre boshafterweise über und über mit kaltem Wasser begossen, so daß sie mausnaß heimgen mußte, dazu mit dem künstlich beschwerten Mehrensaß beladen.

Mit derlei Dummheiten gäbe er sich jetzt wohl nicht mehr ab. Er hat auch anderes zu studieren, sind ihm doch bereits Aemter überbunden. Seit ihrem Hiersein hat er sie noch selten auch nur mit einem knappen Wort angeredet. Das geht doch nicht anders, er muß einen Strich machen zwischen sich und das Gesinde, um die Leute im Respekt zu halten. Das bringt er auch fertig; hat nicht der Knecht Breiter, dem sonst das Maul von Großtaten überläuft, seinen Stieraden gleich von Anfang an vor ihm geduckt?

Das dünne Gehimmel der Vesperglocke schwebt über dem Dorfbann. Bauer und Magd sitzen beim Bieruhrbrot auf der Steinbank unterm Rebenbord, die der alte Goldapfelbaum im Sommer überschattet, soweit er das mit seinem dürftigen Geäst fertigbringt. Heute ist er noch mit Blüten beschäftigt; mit dem Entfalten des wolligen Blattschmudes nimmt sich der Baum gemächlich Zeit. Die Sonne wird den Bauersleuten da auf der Bank wohl kein Loch in den Kopf brennen, denkt er.

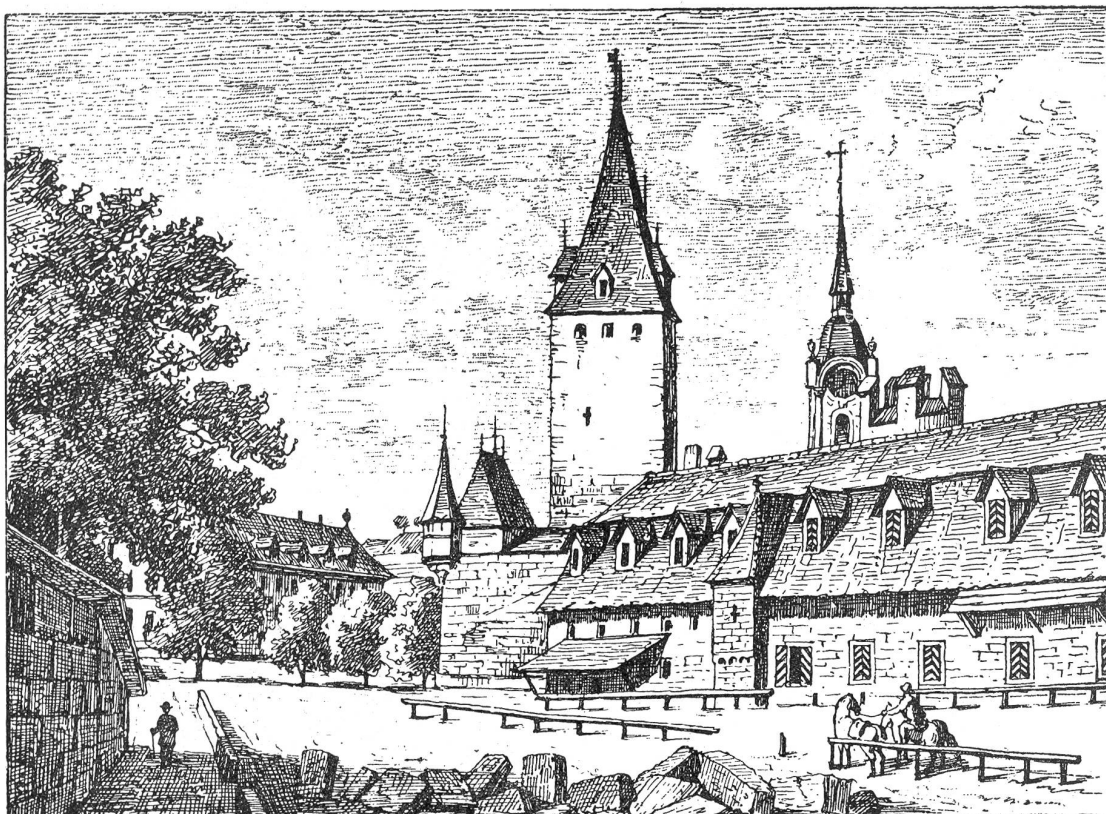
Vom Herrengrund herauf, wo die Obstbäume walddicht stehen, kommt herber Birnblütenduft in Wellen hergeschwommen. Das Dorf liegt fast ganz in Blust und Wonnen



Th. Glinz. Die Schaukel.

versteckt. Der dicke Kirchturm muß sich reden, um etwas mehr zu sein, als die kurzweilig durcheinander gewürfelten Bauernhäuser. Aus der Weite sehen die wie Ruchlein aus, von der Gludhenne bewacht. Nur der Zelghof, weit im Vordergrund stehend, feiert den Maiabend inmitten seiner Baumwiesen und wohlbestellten Aderbreiten eigensinnig allein. Sein Wahrzeichen, die mächtige Silberpappel, ragt schweisig und stolz hinterm langen First empor.

Wie oft hat Liesbeth als Kind auf diesem Bänklein unterm Goldapfelbaum gefessen! Auch später noch, während ihrer Fabrikzeit, ist sie manchmal auf kleinen Umwegen dahinauf gegangen, um sich von dem Raststisch aus alles wieder einmal anzusehen: ihre ganze kleine Welt im Blätterrahmen eines Apfelbaumes. Mit geschlossenen Augen gar hat sie das Bild in sich aufnehmen können. Jetzt ist sie auf



Ehemaliges Salzmagazin in Bern südlich des Christoffelturms, erbaut 1739, abgebrochen 1860.

einmal sehend blind. Fast von einer Minute auf die andere scheint ihr alles fremd und anders geworden zu sein, sie kann sich nicht mehr recht auskennen.

Denn es ist geschehen, daß des Jenners Blicke und die ihrigen sich begegnen, daß sie eine Sekunde lang ineinander gelegen sind. Eine Sekunde ist keine Zeit; und doch weiß sie, daß jetzt etwas Neues zwischen ihnen ist. Es ist nachher ein Zittern durch sie gegangen, wie wenn ein erster Hauch die offene Blume trifft.

Ob das wohl wieder wegzutun sein wird? Sie weiß es nicht. Ihre Gedanken gehen wunderlich gezackte Wege, Wege, die sie noch nie gegangen sind. Bis sie sich wiederum unversehens um ein kleines Kindererlebnis sammeln können.

(Fortsetzung folgt.)

Der bernische Salzhandel. *)

Das Salz als Bestandteil unseres „täglichen Brotes“ spielt in unserer Lebenssicherung eine wichtige Rolle. Aber eine lautlose sozusagen. Denn die beste, die einzig mögliche Form der Volksversorgung mit Salz ist seit Jahrhunderten gefunden. Man diskutiert heute die Nützlichkeit und Notwendigkeit des staatlichen Salzmonopols nicht mehr, so wenig man die Zweckmäßigkeit und Wünschbarkeit einer gemeinsamen Wasserversorgung in Frage stellt. Gutes und billiges Salz ist im Schweizerland eine Selbstverständlichkeit geworden wie gutes und reichliches Wasser in jedem Haushalt; eine Selbstverständlichkeit, die uns höchstens alle 10–20

Jahre einmal ins Bewußtsein gerufen wird bei Minderung des Kilopreises, hervorgerufen etwa durch fiskalpolitische Bedürfnisse und Initiative.

Aber es ist mit unserer Salzversorgung wie mit allen guten und nützlichen Einrichtungen, die uns zur Selbstverständlichkeit geworden sind: es steht dahinter eine lange Entwicklung mit Kämpfen und Nöten. Es ist Dankespflicht von uns Gegenwärtigen, die von den Vorfahren geleistete Den- und Willensarbeit zu erkennen und anzuerkennen, die uns in den unbestrittenen Genuß einer Kultureinrichtung gesetzt hat.

Unser kantonaler Finanzdirektor, Herr Dr. P. Guggisberg, hat in diesem Sinne eine verdienstvolle Arbeit geleistet, wenn er die Dokumen-

mente, die fleißige Archivarhände hervorgefacht haben, zusammenstellte und kommentierte in einer Geschichte des bernischen Salzhandels. Er hat mit seinem Buch gleichzeitig den bernischen Beitrag geleistet an eine „Geschichte des eidgenössischen Salzes“, die vom Verwaltungsrat der Schweizerischen Rheinsalinen herausgegeben wird. Bald werden hundert Jahre verfließen sein seit der Entdeckung der schweizerischen Salzvorkommenisse am Rhein. Dieses Faktum allein schon rechtfertigt einen Rückblick auf den Werdegang der schweizerischen Salzversorgung.

Was den bernischen Salzhandel betrifft, so reichen die ersten Spuren behördlicher Sorgen um eine „Ordnung um das Salz“ ins Jahr 1437 zurück. Der Salzhandel war damals schon in der Weise geordnet, daß einigen größeren Ortschaften wie Bern, Burgdorf, Laupen, Thun, Wangen u. allein das Recht des Salzhandels zukam. Einer Urkunde zufolge schloß die Stadt Bern im Jahre 1448 mit der Saline Salins in der Franche-Comté einen Lieferungsvertrag ab, der der Stadt für die Vertragsdauer von fünf Jahren eine genügende Menge Salz sicherte. Und zwar verpflichtete sich die Salineverwaltung, nur der bernischen Obrigkeit, nicht aber deren Untertanen privat Salz zu liefern. Wir haben hier den ersten Ansatz zum Staatsmonopol. Seit diesem Datum verzeichnen die Stadtrechnungen die Namen der „Salzmeister“, d. h. Betreuer amtlicher Salzverkaufsstellen, und die Summen ihrer geldlichen Verpflichtungen der Stadt gegenüber. Aber der erste Versuch einer Verstaatlichung des gesamten Salzhandels auf bernischem Gebiete datiert aus dem Jahre 1486. Der Versuch gelang nicht; schon zwei Jahre später wurde der Salzhandel wieder zwei Privaten gegen eine Konzessionsgebühr abgetreten.

Die Berner strebten damals nach dem Besitze eigener Salzbergwerke. Nach den Burgunderkriegen traten sie aus diesem Grunde energisch für die Annexion der burgundischen Freigrasschaft ein. Aber der freundeidgenössische

*) Der bernische Salzhandel. Von Dr. Paul Guggisberg, Regierungsrat. Separatdruck aus dem „Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern“, Bd. XXXII, 1. Heft, 1933. — Mit Illustrationen, von denen wir einige in unserem Aufsatz wiedergeben durften.